

Halle'sche Zeitung.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition Halle, Leipzigerstraße 87.

Halle a. S., Freitag 28. Mai 1897.

Sechster Jahrgang: Heft 27, Preis 2 Mark.

Anzeige-Gebühren für die Halle'sche Zeitung...

Deutsches Reich.

* Kaiser Wilhelm gedenkt Ende dieser Woche aus Ostpreußen nach Berlin zurückzukehren... * Der hamburger Correspondent... * Conte-Admiral Tirpitz...

Ob in diesem Stand der Dinge, der schon seit einer Reihe von Wochen derselbe geblieben ist... * Der Kolonialrat wähle in den händigen Ausschuss... * Nachmals Herr von Mendel-Steinfels...

um deren Feststellung und Beseitigung es sich handelt, darin einig sein. * Die Widerausgrabung der Zinkfinkelle... * Der Bundesrat hat in seiner Mittwochssitzung...

Preussischer Landtag.

Das Abgeordnetenhaus genehmigte am Mittwoch in zweiter Lesung den Gesetzentwurf...

Gabriele.

Da hielt der Herr Dank Alexander drückte die Pflegerin warm an die bräutliche Frau... * "Gib, liebe, gute Nacht!" rief Tante Konstanze...

erröthend, aber", fügte sie müde hinzu... * "Gib, liebe, gute Nacht!" rief Tante Konstanze...

Gabriele entschloß sich, als sie noch weiter sprechen wollte... * "Gib, liebe, gute Nacht!" rief Tante Konstanze...





[Nachdruck verboten.]

Trilby.

Roman von George du Maurier.

Deutsch von Marg. Jacobi.

8)

Er fand den kleinen Billy mit Seife und Schwamm in einer Zinkwanne ſitzend, und der Anblick beluſtigte und intereſſirte ihn ſo ſehr, daß er darüber den Zweck ſeines Beſuchs fürs Erſte ganz vergaß.

„Himmel! Warum zum Henker thun Sie das?“ fragte er in ſeinem polniſchen Deutſch-Franzöſiſch.

„Natürlich doch, weil ich mich rein waſchen will!“

„Ach! und wie zum Kukuck haben Sie ſich denn ſchmutzig gemacht?“

Auf dieſe Frage fand der kleine Billy nicht gleich eine Antwort, und ſo ſetzte er denn ſeine kräftigen Abwaſchungen nach Art der Engländer mit Sprudeln, Spritzen und Bruſten fort. Svengali lachte laut und lange über den kleinen Engländer, der ſich rein waſchen wollte.

Als er aus der Wanne ſtieg, hat ihn Svengali um zweihundert Franken auf Borg, worauf ihm der kleine Billy ein Fünffrankſtück gab.

Das genügte dem Deutſchpolen einſtweilen, fante de mieux, und er fragte ihn, wann er ſich wieder rein waſchen würde, da er ſehr gern dabei ſein wollte, um zuzufehen.

„Morgen Vormittag, bitte!“ ſagte der kleine Billy mit höflicher Verbeugung.

„Was!! Am Montag auch!! Gott im Himmel! Waſchen Sie ſich denn alle Tage rein?“

Er lachte und lachte, bis er aus dem Zimmer und aus dem Hauſe war; immerfort lachend ging er über den Platz de l'Obſon und die Rue de Seine hinunter, wo der Vollblutmensch wohnte, den er durch die Schilderungen der ſonderbaren Waſchungen des kleinen Billy ſo günſtig für ſich zu ſtimmen hoffte, daß er noch ein Fünffrankſtück — oder auch zwei — von ihm entleihen könnte.

Wie ſich der Leſer bereits denken wird, fand er Taſſy gleichfalls im Bade, worauf er in ein ſchallendes Gelächter ausbrach, förmliche Krämpfe kriegte, ſich die Seiten hielt, ſich wand und krümmte und mit ſeinem ſchmutzigen Zeigefinger auf den großen, ſplinternackten Briten deutete, bis Taſſys Geduldsfaden riß und er die Sache krumm nahm.

„Was zum Teufel ſoll denn das Gegacker, Sie Schafskopf! Wollen Sie etwa zum Fenſter hinaus in die Rue de Seine befördert ſein? Warten Sie nur, ich will Ihnen einmal den Kopf waſchen!“

Mit einem Sprung war Taſſy aus der Wanne heraus. Vor ſeiner herkulischen Geſtalt und ſeinem gerechten Zorn erſchrak Svengali ſo ſehr, daß er die Flucht ergriff.

„Donnerwetter,“ rief er, die enge Treppe des Hotel de Seine hinunterſtolpernd, „was für ein Dickkopf, was für ein Schweinehund, was für ein grober, niederträchtiger, verfluchter Kerl von einem Engländer!“

Dann ſtand er nachdenklich ſtill.

„Jetzt gehe ich zu dem Schottländer auf dem Platz St. Anatole des Arts und hole mir mein zweites Fünffrankſtück. Aber eine Weile will ich doch noch warten, damit er mit dem Waſchen auch ſicher fertig iſt.“

So frühstückte er denn in der Crémérie Souquet in der Rue Clopin-Clopant, und da er jetzt keine Angst mehr vor Taſſy hatte, ſing er wieder von vorne an zu lachen, als ob er beſten wollte.

An einem Tage zwei Engländer zu ſehen, die verſuchen, ſich rein zu waſchen, einen Kleinen und einen großen, das war doch wirklich zu komiſch. Die Beiden hatte er ordentlich zum Beſten gehabt, meinte er, ſie würden an ihn denken!

Von ſeinem Standpunkt aus hatte er eigentlich Recht. Man kann, wenn man will, in einer Woche ebenſo ſchmutzig werden, wie in einem ganzen Menſchenleben; wozu ſoll man ſich alſo ſo viele Mühe geben mit täglichen Waſchungen? Auch braucht man wirklich nicht reiner zu ſein, als die Leute, mit denen man umgeht, man wird ſonſt leicht für eingebildet und pedantiſch gehalten und erregt das Mißfallen ſeiner Bekannten.

Gerade als Svengali bei dem Laird anklopfen wollte, kam Trilby die Treppe herunter aus Duriens Wohnung. Sie ſah ſehr verändert aus, hatte große, ſchwarze Ringel um ihre vom Weinen gerötheten Augen, und die Sommerproſſen machten die Bläſſe ihrer Wangen noch auffallender.

„Sie haben geweint, Fräulein?“ fragte er.

Sie erwiderte, daß ſie neuralgiſche Schmerzen in den Augen habe, woran ſie zuweilen leide. Der Anfall dauere gewöhnlich vierundzwanzig Stunden; es ſei ein Schmerz, um wahrſinnig zu werden

„Vielleicht kann ich Sie heilen; kommen Sie mit mir herein.“

Der Laird war mit ſeinen Waſchungen offenbar fertig (wenn er ſich an jenem Morgen überhaupt den Genuß gegönnt hätte). Er verzehrte ſein Frühſtück, das aus einer Butterſemmel und ſelbſtgebrautem Kaffee beſtand. Als er die arme Trilby ſo leiden ſah, war er tief bekümmert und bot ihr Branntwein, Kaffee und Pfeffernüſſe an, doch wollte ſie weder eſſen noch trinken.

Svengali hieß ſie ſich auf den Divan ſetzen, nahm ihr gegenüber Platz und ſagte, ſie ſolle unverwandt auf das Weiße in ſeinen Augen ſehen.

„Sehen Sie ſcharf in das Weiße meiner Augen.“

Dann ſtrich er ihr über Stirn und Schläfen, Wangen und Hals, leiſe hin und her. Bald ſchloß ſie die Augen, und der Ausdrück ihrer Züge wurde ruhiger. Nach einer Weile, etwa einer Viertelſtunde, fragte er, ob ſie den Schmerz noch fühle.

„Oh, beinahe mehr als Alles, mein Herr — ich bin wie im Himmel.“

Einige Minuten darauf erkundigte er ſich bei dem Laird, ob er Deutſch könnte.

„Nur genug, um es zu verſtehen,“ entgegnete dieſer (er hatte ein Jahr in Düſſeldorf ſtudirt).

„Sie schläft nicht,“ versicherte ihn nun Svengali auf Deutsch, „aber doch soll sie die Augen nicht öffnen können. Versuchen sie es einmal.“

„Miß Trilby,“ fragte der Laird auf Englisch, „schlafen Sie?“

„Nein.“

„Wollen Sie nicht die Augen aufmachen und mich ansehen?“

Sie bemühte sich vergebens, es zu thun, und sagte es ginge nicht.

„Jetzt soll sie den Mund nicht aufmachen können,“ fuhr Svengali fort. „Versuchen Sie.“

„Warum konnten Sie die Augen nicht öffnen, Miß Trilby?“

Sie wollte sprechen, aber ihre Lippen blieben geschlossen.

„Nun kann sie nicht vom Divan aufstehen. Versuchen Sie!“

Aber Trilby war wie durch Zauberkrast gebunden und vermochte sich nicht zu rühren.

„Jetzt löse ich den Bann,“ sagte Svengali.

Und siehe da! — sie sprang auf, reckte die Arme in die Höhe und rief: „Es lebe Preußen, ich bin gesund geworden!“ Sie küßte Svengali vor Dankbarkeit die Hand, und er lachte, fletzte seine großen braunen Zähne, rollte die Augen und fauchte wie ein Rater.

„Jetzt will ich zu Durien gehen und ihm sitzen. Ich kann Ihnen gar nicht genug danken, monsieur. Sie haben mir den Schmerz ganz und gar vertrieben!“

„Jawohl, matemoiselle. Jetzt habe ich ihn; gerade hier im Ellenbogen. Aber ich liebe ihn, weil er von Ihnen herrührt. So oft Sie Schmerzen haben, kommen Sie nur zu mir. Nummer 12 Rue Tire-Liard au sixième, über dem Entresol; ich werde Sie heilen und Ihren Schmerz selber leiden.“

„O, Sie sind zu gütig!“ In ihrer Freude drehte sie sich ein paarmal auf dem Absatz herum und ließ den gewohnten Kriegsruß ertönen: „Die Milch ist da!“ Er hallte mächtig durch den ganzen Raum, und aus dem Klavier kam ein feierlicher Widerklang!

„Was bedeutet denn das, matemoiselle?“

„So ruft der Milchmann in England.“

„Ein herrlicher Ton, matemoiselle, wunderschön! Er geht mitten durchs Herz, wurzelt tief im Magen und erblüht in Harmonie auf den Rippen, wie Madame Albonis Stimme — vorzüglich — das ist ein Schrei des Herzens!“

Trilby wurde roth vor Stolz und Freude.

„Ja, matemoiselle, bei meiner Ehre! Ich kenne nur einen Menschen auf der Welt, der den Ton so gut erzeugen kann wie Sie!“

„Wer denn, monsieur — vielleicht Sie selbst?“

„Ach nein, matemoiselle, so bevorzugt bin ich nicht. Ich besitze leider gar keine Stimme. . . . Es ist ein Kellner vom Café de la Rotonde, im Palais Royal; wenn man Kaffee bestellt, ruft er: Bumm! in Basso profundo Tiefstimme — F-moll anter der Linie. — Es ist phänomenal — ganz wie eine Kanone — die versteht sich auch auf Tonerzeugung. Man bezahlt ihm tausend Franken dafür im Café de la Rotonde, wo der Kaffee nicht sehr gut ist. Wenn er stirbt, wird man ganz Frankreich nach so Einem durchsuchen, und dann ganz Deutschland, wo die großen Kellner zu Hause sind — und die großen Kanonen — aber man wird keinen Ersatz für ihn finden; und das Café de la Rotonde muß Bankrott machen, wenn Sie nicht die Stelle annehmen. Bitte, erlauben Sie, matemoiselle, daß ich einmal in Ihren Mund sehe.“

Sie machte den Mund weit auf und er schaute sodann hinein.

„Himmel! Die Höhlung Ihres Mundes ist oben gemöbelt wie der Dom des Pantheons, es ist übrig Raum darin für toutes les gloires de la France; die Oeffnung des Kehlkopfes ist so weit wie die mittlere Pforte von St. Sulpice, wenn an Allerheiligen die Menge hereinströmt. Und kein einziger fehlt von den zweiunddreißig großen, milchweißen britischen Zähnen. Ihr Rینگelchen ist muldenförmig vertieft wie das Blüthenblatt einer Pfingstrose, und Ihr Nasenrücken gleicht dem Bauch einer Strabovarius-Geige — ein prachtvoller Resonanzboden! Die Zunge in Ihrem schönen weiten Brustkasten ist wie von Leder so stark, Ihr Athem hat einen balsamischen Duft, wie der Athem einer schönen, weißen, jungen Milchkuh, die sich von Frühlingsblumen auf der Wiese nährt. Und Ihr Herz, matemoiselle, ist weich, lebhaft, empfänglich — ein goldenes Herz! Das liest man in Ihrem Gesicht beim ersten Blick!

Dein Herz ist einer Laute gleich,

Sie singt, wenn man sie rührt. . . .

„Wie schade, daß Sie nicht auch noch musikalisch veranlagt sind!“

„Aber das bin ich doch, monsieur! Haben Sie mich denn nicht ‚Ben Bolt‘ singen hören? Wie kommen Sie darauf, das zu sagen?“

Svengali gerieth einen Augenblick in Verlegenheit.

„Wenn ich die ‚Rosamunde‘ von Schubert spiele, rauchen Sie eine Cigarette und schauen sich um. . . . Sie sehen den großen Taffy an, den kleinen Billy und die Bilder an den Wänden; oder Sie sehen zum Fenster hinaus, nach dem Himmel, den Schornsteinen und Notre Dame de Paris. Svengali aber sehen Sie nicht an, und er blickt doch einzig und allein auf Sie und spielt für Sie die ‚Rosamunde‘ von Schubert!“

„Ach, lieber Gott!“ rief Trilby, „wie wunderschön Sie das sagen.“

„Aber es thut nichts, matemoiselle, wenn Sie wieder Schmerzen haben, kommen Sie nur zu Svengali; er wird sie Ihnen fortnehmen und selber behalten, als ein souvenir. Sind Sie dann wieder wohl, so spielt er die ‚Rosamunde‘ von Schubert für Sie ganz allein, und dann: Messieurs les étudiants montez à la chaumière. . .“ weil das lustiger ist. Und Sie sollen nichts sehen, nichts hören, nichts denken, als nur Svengali, Svengali, Svengali!“

Nach diesem großartigen Schluß seiner Rede hielt es er für das Beste, sich schleunig zu entfernen, um die Wirkung nicht abzuschwächen. Er bückte sich über Trilbys wohlgeformte Hand mit den Sommerprossen, küßte sie, verneigte sich rasch und verließ das Zimmer, ohne erst noch das Fünfsfrankstück zu entlehnen.

Ein närrischer Kauz,“ meinte Trilby. „Mir ist, als wäre er eine große, hungrige Spinne und ich die Fliege im Netz. Aber mein Schmerz ist fort; er hat ihn vertrieben. Sie können sich gar nicht vorstellen, was das für eine Qual ist, wenn der Anfall kommt.“

„Ich würde mich aber doch nicht zu viel mit dem Menschen einlassen,“ sagte der Laird. „Lieber möchte ich den ärgsten Schmerz ertragen, als mich auf solche unnatürliche Weise kuriren lassen. Svengali ist ein schlechter Mensch, davon bin ich überzeugt. Er hat Sie magnetisirt, das ist die ganze Geschichte. Ich habe schon oft davon reden hören, es aber noch nie mit angesehen. Mesmerismus nennt man es. Die Leute bekommen Gewalt über Einen und man muß Alles thun, was sie wollen — lügen, morden, stehlen; man kann nicht anders. Das Ende vom Lied aber ist, daß sie Einen umbringen, wenn sie ihren Zweck erreicht haben. Es ist ganz schauderhaft; man mag gar nicht daran denken.“ (Fortsetzung folgt.)

den
purit
cord
aber
Bhil
der
eifste
hälde
Freu
Bhil
auch
schlie

ie f
fernt
Stal
jung
aber
aufes
meist
genü
kömm
anbe
ermü

Deut
woh
beide
Hälft
Que
Mar
und
wend
Erze
sond
Bejo
und
geha
nah
Freu
selbe
felde
in d
und
man
sinnl
sieg
desse
Web
Umj
Web
die
heite
wurt
deut
sie
Weit
saher
Woh
gebr
jerna
Berf
heile
kund
wack
tauf

Deut
selbe
durd
Beji
Berf
jein
aur

Eine deutsche Stadt in Nordamerika.

(Schluß.)

Es war am 24. Juli 1683, als diese deutschen Pilgerväter, die von Anglo-Amerikanthum schier über verherrlichten puritanischen Pilgervätern in nichts nachstehen, sich auf der "Concord" in Gravesend einschifften. Nach einer zwar etwas langen, aber glücklich verlaufenen Reise landeten sie am 6. Oktober in Philadelphia, der von William Penn soeben begründeten „Stadt der Bruderliebe.“ Dort trafen sie mit dem ihnen vorausgeeilten Frankfurter Daniel Pastorius zusammen, einem hochgebildeten, edelgesinnten Rechtsgelehrten, der sich der besonderen Freundschaft Penns erfreute. Er war bereits am 20. August in Philadelphia angekommen, um sowohl für die Frankfurter wie auch die Crefelder Gemeinde den Landkauf mit Penn abzuschließen.

Pastorius trat an die Spitze der kleinen Einwandererschaar, die sofort dazu schritt, einige Kilometer von Philadelphia entfernt eine Ortschaft anzulegen, der sie den Namen „Deutsche Stadt“ oder Germantown beilegte. Natürlich gab es in der jungen Niederlassung anfänglich auch manche harte Tage; daß aber die Ansiedler voll Gottvertrauen sich über dieselben hinwegzusetzen wußten, geht aus einer Aufzeichnung des zum Bürgermeister des Orts erwählten Pastorius hervor: Es mag weder genug beschrieben, noch von denen vermöglicheren Nachkömmlingen geglaubt werden, in was Mangel und Armuth, anben mit welcher einer christlichen Vergnüglichkeit und ermüdetem Fleiß diese Germantownship begannen sen.“

Es war ersichtlich, wie schnell der durch Zugzüge aus Deutschland sowie aus Neu-Schweden vergrößerte junge Ort ein wohlliches Ansehen erhielt. Er war durch eine 20 m breite, zu beiden Seiten mit Pflanzbäumen besetzte Straße in zwei Hälften getheilt. Die Hauptstraße ward von einer 15 m breiten Querstraße durchschnitten. Am Kreuzungspunkt befand sich der Marktplatz. Die Wohnhäuser lagen inmitten großer Blumen- und Gemüsegärten, deren fruchtbarer Boden die auf ihn gewendete Mühe in so reicher Weise lohnte, daß mit den gewonnenen Erzeugnissen nicht nur der Bedarf der Bewohner befriedigt, sondern auch der Markt von Philadelphia versorgt werden konnte. Besondere Pflege verwendete man auf den Anbau von Flachs und Wein, die beide vortreflich geliehen und so hoch in Ehren gehalten wurden, daß man ihr Bild in das Stadtsiegel aufnahm. Als Rheinländer waren die Gründer von Germantown Freunde des Frohsinns und wußten den Wein als Quelle desselben zu schätzen. Der Flachs hatte Bedeutung, weil die Crefelder von Haus aus Leineweber waren, welchen Beruf sie auch in der neuen Heimath fortsetzten. Daneben betrieben sie Zeug- und Strumpfweberei, womit sie so große Erfolge erzielten, daß man ihre Fabrikate bald überall bevorzugte. Gewiß war es ein sinniger Gebanke, als Pastorius, dem der Entwurf des Stadtsiegels überlassen wurde, in dasselbe ein Kleeblatt zeichnete, auf dessen drei Blättern ein Weinstock, eine Flachsblume und eine Weberpule dargestellt waren. Das Ganze umgab er mit der Umschrift: Vinum, Linum et Textrinum („Wein, Lein und Weberschrein“), wodurch die Mission der Deutschen in Amerika, die Förderung des Ackerbaues, des Gewerbes und des heiteren Lebensgenusses in der glücklichsten Weise angedeutet wurde. Welch glückliche Stunden mögen die Väter der deutschen Auswanderung in Germantown verlebt haben, wenn sie Abends nach vollbrachter Arbeit auf den nach heimischer Weise zu beiden Seiten der Hausthür angebrachten Sitzbänken saßen, von Vienen umsummt, von Tauben umflattert und vom Wohlgeruch der Blumen umwallt, die den aus Deutschland mitgebrachten Sämereien entsprossen. Wie oft mögen sie da der fernern Heimath gedacht haben, in der sie nur Kümmernisse und Verfolgung erlebt hatten, die ihnen aber trotzdem allezeit heilig und theuer blieb. Die Anhänglichkeit an dieselbe bedundeten sie, indem sie drei neue Ortschaften, die der Zuwachs nothwendig machte, Crefeld, Krisheim und Sommerhausen taufte.

Ueber den alltäglichen Arbeiten vergaßen die Bewohner von Deutschstadt nicht die Pflege des Geisteslebens. Mittelpunkt desselben war wieder Pastorius, der die Errichtung einer Schule durchsetzte und persönlich eine Abendschule leitete. Der in jeder Beziehung merkwürdige Mann fand neben der Erledigung seiner Berufspflichten immer noch Zeit, auch schriftstellerisch thätig zu sein. Als er im Dezember 1719 oder Januar 1720 die Augen zur ewigen Ruhe schloß, hinterließ er handschriftlich einen

Folianten von 1000 Seiten, jede Seite zu 100 engbeschriebenen Linien. Außerdem 14 Quart-, 22 Oktav- und 6 Duodezgebände, die Aufsätze über Rechtskunde, Naturwissenschaften, Geschichte, Ethik, Landwirtschaft, Theologie, sowie Gedichte in deutscher, englischer, französischer und lateinischer Sprache enthielten. Eine „Umständige Geographische Beschreibung der zu allerlegt erfundenen Provinz Pennsylvania in denen End-Gränzen Americae in der West-Welt gelegen“ kam in Frankfurt und Leipzig im Jahre 1700 zum Druck; andere seiner Werke erschienen in Philadelphia, New-York und Amsterdam.

Wie warm in seinem Herzen echte Liebe für das Vaterland und für seine Landsleute glühte, geht aus dem in lateinischer Sprache geschriebenen Gruß „an die Nachkommen“ hervor, mit dem er das Grundbuch von Germantown eröffnete: „Sei gegrüßt, Nachkommenschaft! Nachkommenschaft in Germanopolis! Und erfahre zuvörderst aus dem Inhalt der folgenden Seite, daß deine Eltern und Vorfahren Deutschland, das holde Land, das sie geboren und genährt, in freiwilliger Verbannung verlassen haben — o ihr heimischen Herde! —, um in diesem waldrreichen Pennsylvanien, in der öden Einsamkeit minder sorgenvoll den Rest ihres Lebens in deutscher Weise, d. h. wie Brüder zu verbringen. Erfahre auch ferner, wie mühselig es war, nach Ueberwindung des atlantischen Meeres in diesem Striche Nordamerikas den deutschen Stamm zu gründen. Und du, geliebte Reihe der Enkel, wo wir ein Muster des Rechts waren, ahme unser Beispiel nach; wo wir aber von dem so schwierigen Pfad abwichen, was reumüthig anerkannt wird, versieh uns; mögen die Gefahren, die Andere liefen, dich vorsichtig machen. Heil dir, Nachkommenschaft! Heil dir, deutsches Brudervolk; Heil dir auf immer!“

Unzweifelhaft ist auch eine Großthat der ersten deutschen Ansiedler in Amerika, die mit leuchtenden Buchstaben in das Buch der Geschichte verzeichnet zu werden verdient, auf Pastorius zurückzuführen, ein am 18. April 1688 in Germantown erlassener feierlicher Protest wider die Sklaverei, der erste Widerspruch, der in der zivilisirten Welt gegen die unfreiwillige Knechtschaft erhoben worden ist. Die an Kraft der Sprache nichts zu wünschen übrig lassende Erklärung ist von Pastorius' Hand geschrieben.

Einen ungemein kräftigen Anstoß erhielt das geistige Leben der deutschen Stadt dadurch, daß Wilhelm Rittinghousen hier selbst eine Papiermühle, die erste in Amerika, erbaute und daß im Jahre 1738 der in Laasphe in Westfalen geborene Christoph Saur eine deutsche Verlagsbuchhandlung gründete. Das erste aus seiner Presse hervorgehende Werk war der „Hochdeutsch-amerikanische Kalender“, der 40 Jahre hindurch regelmäßig erschien. Außerdem gingen aus Saur's Druckerei gegen 150 andere Werke hervor, Erbauungsbücher, Gesangbücher, Katechismen, sowie die erste auf der westlichen Erdhälfte gedruckte Ausgabe der Bibel in Luthers Uebersetzung, ein Quartband von 1272 Seiten. Auch eine Anzahl Bücher weltlichen Inhalts erschien, so z. B. das „Leben Friedrichs des Großen“, Lehrbücher der englischen und deutschen Sprache, sowie eine Zeitung, die anfänglich unter dem Titel „Der Hochdeutsch-Pennsylvanische Geschichtschreiber oder Sammlung wichtiger Nachrichten aus dem Natur- und Kirchenreich“ monatlich, später aber als „Germantowner Zeitung“ wöchentlich herauskam.

In Frieden sind seitdem die Jahrhunderte über der deutschen Stadt hinweggeflossen. Keine Indianerkämpfe, keine Religionsstreitigkeiten, keine Parteifehden wurden hier ausgefochten. Auch mit den benachbarten Ansiedlungen der anglo-amerikanischen Quäker unterhielt der Ort die beste Fühlung. Von diesen anglo-amerikanischen Ansiedlungen nahm Philadelphia mit der Zeit einen so gewaltigen Aufschwung, daß seine Stadtgrenzen immer weiter hinausgerückt werden mußten und um die Mitte des Jahrhunderts bereits das Reichbild von Germantown erreicht hatten. Im Jahre 1854 wurde Germantown den Stadtgrenzen von Philadelphia einverleibt. Es gilt als ein Vorort, der von den besseren Klassen Philadelphias bevorzugt wird und sich durch den Schmuck schöner Baumanlagen und Gärten auszeichnet. Von den deutschen Familien, die an der Gründung Germantowns theilnahmen, sind noch manche vorhanden. Das Andenken der Gründer wird durch das Deutsch-Amerikanerthum aber dadurch geehrt, daß es den 6. Oktober, den Tag der Landung der Crefelder Pilger in der neuen Welt, als den „Deutschen Tag“ alljährlich festlich begeht.

Allerlei.

Nebennun gekrönter Haupter. Wo immer man gekrönten Hauptern begegnet, eine Eigenschaft ist ihnen allen aemleinam: billig

sind sie nicht. Ob das reiche England, das arme Russland oder die beherrschte Türkei sie beherbergt, die Majestäten brauchen naturgemäß viel.

Wer der reichste König ist, dürfte nicht leicht festzustellen sein. Der Zar und der Sultan stehen sich wahrscheinlich in dem Vermögensumfang ziemlich gleich. Der Russenherrscher besitzt ein Grundeigentum von ungefähr hundert Millionen Morgen; es sind Waldstrecken und bebauete Ländereien, die einen geradezu ungeheuren Werth repräsentieren, da es kaum anzunehmen ist, daß er sich gerade den schlechtesten Boden ausgesucht hat. Wenn man nun diesen Bodenwerth auf den allergeringsten Zinsertrag veranlagt, so ergeben sich noch immer nahezu 50 Millionen Mark Jahresrente. Außerdem aber besitzt der Zar Gold- und Silberminen in Sibirien. Ueber zwanzig Millionen jährlicher Revenuen fließen dem kaiserlichen Haushalte von Seiten des Staates auch noch zu, so daß der Zar allemal mindestens über eine Jahreseinnahme von 60 Millionen, wahrscheinlich aber über eine solche von achtzig bis hundert Millionen verfügt.

Des Sultans wirklicher Besitz ist gleichfalls nicht genau festzustellen. Für die Ausgaben, welche die Paläste des Herrschers und die Bringen ihm verursachen, empfängt er als Staatsrevenue einen jährlichen Betrag von rund fünfzehn Millionen Mark. Aber auch er besitzt weite Besitztümer, aus denen er starke Erträge zieht, und die Besitzunterrichteten wollen seine Jahreseinnahmen auf 30 bis 40 Millionen Mark veranschlagen. Diese Summe reicht jedoch nicht aus, die Ausgaben des Hofes und des Harems zu decken, da der Haushalt des Sultans nicht weniger als 5000 Personen beschäftigt.

Dem deutschen Kaiser zahlt Preußen eine Summe von ungefähr 15½ Millionen jährlich. Der Kaiser besitzt außerdem ausgedehnte Güter.

Die dem Kaiser von Oesterreich von beiden Reichshälften bewilligten Einnahmen beziffern sich auf beinahe 19 Millionen Jahresrente.

Dem König von Italien entrichtet die Finanzkammer alljährlich 12 040 000 Mark, wovon er allerdings eine Anzahl von Verwandten zu unterhalten hat.

Ueber riesige Reichthümer verfügen der Mikado und der Schah von Persien. Die Familie des Schah hat seit vielen Jahren Geld aufgespeichert, und wie es heißt, besitzt der jetzige Herrscher ein Vermögen von ungefähr 120 Millionen Mark. Außer den Zinsen, die dieses Kapital ihm trägt, empfängt er für den kaiserlichen Haushalt einen Jahresbetrag von fünf Millionen Mark und drei weitere Millionen, die er unter die Onkel, Tanten, Brüder und Vettern zu verteilen hat. Außerdem fällt ihm zu, was nach Begleichung der Staatsausgaben alljährlich übrig bleibt. Dieser angenehme Rest beläuft sich gewöhnlich auf vier Millionen.

Die Civilliste des Mikado beträgt nicht weniger als fünfzehn Millionen Mark jährlich und das stellt in Anbetracht der Billigkeit des Lebensunterhalts im fernen Osten im Vergleich zur Kaufkraft, die das Geld bei uns besitzt, eine nahezu vierfach so große Summe dar.

Die Königin von Holland bezieht jetzt nur einen Jahresgehalt von einer Million Mark, während Wilhelm II. ebendem 1 760 000 Mk. bekam. Die junge Monarchin bezieht außerdem 84 000 Mk. zur Instandhaltung des Palastes, und die Königin-Regentin erhält 250 000 Mk., so daß das gesammte der königlichen Familie bewilligte Jahrgeld sich auf 1 334 000 Mk. beläuft. Aber die Königin besitzt umfangreiche Domänen und hohe Revenuen, wie denn die ganze Familie der Oranier stark begütert ist.

König Alfons von Spanien bezieht 5 600 000 Mk., dazu bekommt seine Mutter 200 000, seine ältere Schwester 400 000, seine jüngere Schwester 200 000, seine Großmutter 840 000 und seine Tanten 640 000 Mk. Das ergibt für die königliche Familie 7 880 000 Mk.

Auch der unglückliche König von Bayern ist ein reicher Monarch, o wenig sein Reichthum ihm auch helfen kann. Er bezieht 5 600 000 Mk. für sich und seine Angehörigen.

Der König der Belgier hat ein Jahreseinkommen von 3 860 000 Mk. für sich und seine Familie, der König von Schweden und Norwegen 2 840 000 Mk. das Jahr, und der König von Dänemark denkt vielleicht manchmal nicht ohne Behagen an die Unterrichtsstunden zurück, die er als junger Mann ertheilt hat, wenn er seine Jahresrevenue von 1 280 000 Mk. einfließt.

Der König von Portugal erhält 1 040 000 Mk., der König von Griechenland bekommt 1 040 000 Mk., von denen 800 000 von seinem eigenen Volke bezahlt werden, den Rest von 240 000 bringen England, Frankreich und Rußland zusammen. Der König von Rumänien hat 960 000 Mk. das Jahr und erfreut sich außerdem eines beträchtlichen Privatbesitzes. Der König von Serbien bezieht ebensoviel. Dem König von Korea wird jetzt eine runde Million Mark Jahresbezug zugestanden und dem Aethiopi von Ägypten zwei Millionen.

Auch die Civilliste der Königin von England, die der Konsolidationsfonds befreit, weist keine üblen Ziffern auf: Die Civilliste selbst 408 022 Pfund Sterling, also 8 160 440 Mk. jährlich, dazu 3 460 000 Mk. für Albanen und 554 000 Mk. für Ehrenpensionen. Rechnet man die Revenuen der königlichen Familie dazu, so gelangt man zu dem Facit, daß die Monarchen der Erde das Jahreseinkommen von 220 bis 280 Mill. Mk. jährlich beziehen.

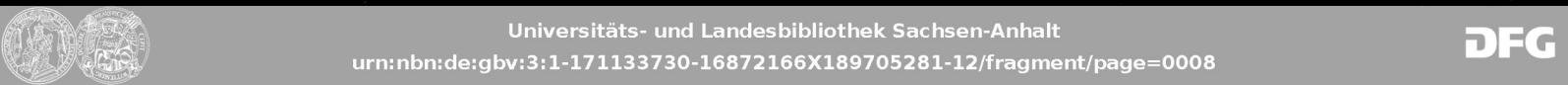
Der Präsident der Vereinigten Staaten hat nur ein Jahreseinkommen von 200 000 Mk. Etwas besser steht sich der Präsident der französischen Republik, der ein Gehalt von 480 000 Mk. und die gleiche Summe für Ausgaben und Repräsentation erhält.

Vom Büchertisch.

In dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— Einer der merkwürdigsten und zugleich schrecklichsten Gebräuche der Tschuktischen ist, wie wir einem hochinteressanten Bericht aus G. de Windts Reisen an der Beringstraße in der soeben erschienenen Nr. 19 des „Globus“ entnehmen, der unter dem Namen „Kamitot“ bekannte Selbstmord. Er wird meistens auf ihren besondern Wunsch an alten gebrechlichen Männern, niemals an Frauen, von deren Verwandten ausgeführt. Als Veranlassung zum Selbstmord dient der Glaube ans jenseitige Leben, der, bis zum Fanatismus gesteigert, im Wunsch, schneller die verstorbenen Verwandten wiederzusehen, gipfelt. Die Seelen der verbliebenen Tschuktischen werden als Beschützer der Familie verehrt. Den verstorbenen Verwandten und bösen Geistern zu Gefallen opfern die Tschuktischen ihr eigenes Leben, zumal zur Zeit von Epidemien und schweren Drangsalen. Der Tschuktische, der entlassen ist, alle irdischen Bande zu zerreißen, eröffnet solches seinen nächsten Verwandten, und, nachdem alle Ueberredungskünste, davon abzuweichen, fruchtlos geblieben, beginnen die Vorbereitungen auf den Tod. Endlich kommt der Tag, der dazu bestimmt ist. Es versammeln sich die Verwandten und Nachbarn. In deren Gegenwart zieht der sich dem Tode Widmende die neue Kleidung an und legt sich in die Erde der Hüfte. Das Werkzeug zu seiner Tödtung befindet sich in den Händen seines nächsten Verwandten. Dasselbe pflegt dreierlei Art zu sein: ein Speer, Messer und Riemen. Wenn er mit dem Messer getödtet zu werden wünscht, halten zwei seiner Verwandten ihn an den Händen, während der dritte, ein scharfes Messer an die Gurgel haltend, dasselbe in der Richtung zum Herzen einführt. Wenn er erlösen zu werden wünscht, wird durch eine Öffnung in der Wand ein Speer gereicht; denselben aufs Herz richtend giebt er ein Zeichen, daß man ihn erlöse. Wenn aber der Fanatiker erdroffelt zu werden wünscht, wie dies während der Windts Anwesenheit in Dumwaidjil vorkam, ziehen ein oder zwei Verwandte, nachdem sie um den Hals einen Riemen aus Walroshaut gewickelt haben, diesen zu, bis das Opfer erdroffelt ist, während die Verwandten im Kreise herumstehend zusehen. Die Leichen werden dann an einen bestimmten Ort gebracht und entweder ausgelegt oder verbrannt. Aus dem überaus vielfältigen und fesselnden Inhalt der vorliegenden Nummer des „Globus“, illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde, herausgegeben von Dr. Richard Andree, Verlag von Friedr. Vieweg u. Sohn in Braunschweig, heben wir außerdem die beiden Aufsätze: „Die neueren Reisen zur geographischen Erforschung der Südpolarregion und der deutsche Plan“ von M. Lindemann und „Kretas Bevölkerung“ von A. Dypel besonders hervor. Auch die den Schluß der Nummer bildende „Bücherchau“ und eine Menge kleiner höchst anziehender Mittheilungen „Aus allen Erdtheilen“ bieten wieder eine Fülle vortheilhafter Unterhaltung und Belehrung.

— Atlas der Himmelskunde auf Grundlage der coelestischen Photographie. 62 Kartenblätter (mit 135 Einzeldarstellungen) und 62 Folio-Bogen Text mit ca. 500 Abbildungen. Mit besonderer Unterstützung hervorragender Astronomen, sowie seitens zahlreicher Sternwarten und optisch-mechanischer Werkstätten. Von A. v. Schweiger-Sechenfeld. In 30 Lieferungen zum Preise von 60 Kr. = 1 Mk. = 1 Fr. 35 Cts. = 60 Kop. (M. Hartleben's Verlag in Wien). Erschienen sind Lieferungen 1—4. Es war vorauszu sehen, daß dieses in jeder Beziehung originelle Werk, das zum ersten Male die Gesamtergebnisse der Himmelsphotographie verwerthet, den Beifall aller Gebildeten finden werde. Was die mittlerweile erschienenen vier Lieferungen an Eigenartigem und Ueberraschendem darbieten, übersteigt wohl weit alles das, was man sich in weiteren Kreisen von der Himmelsphotographie vorstellte. Das Wunderbare, das sich hier in hochinteressanten Photographogrammen erschließt, wird ganz wesentlich durch den glänzenden Stil gehoben, der es zu Wege bringt, daß die verwickeltesten Erscheinungen der kosmischen Photographie sich wie Zauberbilder lesen. Bei all dieser Leichtfaßlichkeit des Vortrages erkennt man allenthalben den kenntnißreichen Verfasser, der diese schwierigen Materien mit Hilfe einer großen Zahl hervorragender Astronomen gelöst hat. Nachdem die erste Lieferung den Leser in das Wesen der Himmelsphotographie eingeführt hatte, enthalten die nächstfolgenden drei Lieferungen (2—4) das Nähere über die Photographie der Fixsterne, Sternhaufen und Nebel, der Sonne und der Sonnenfinsternisse, der Planeten und Planetoiden und leiten zur Photographie des Mondes hinüber. Die großen Tafeln (Photogramme) sind Meisterwerke der Reproduktionskunst. Die praktische Ausstattung erhöht den ausgezeichneten Eindruck, den dieses astronomische Prachtwerk auf Jeden macht, der Sinn und Empfindung für die Wunder der Natur und der Sternwelt besitzt, welche sich hier in die Photographien durch das eigene Licht der Himmelskörper erschließen.





Landwirthschaftliche Mittheilungen.

Redigirt von Landes-Deconomierath J. von Mendel-Skeinfels zu Halle (Saale).

Die Vortheile und Kosten der Hack-Kultur in verschiedenen Wirthschaften.

Wir stehen jetzt und noch bis in den nächsten Monat hinein in einer Periode, der in Bezug auf die Feldwirthschaft ihr charakteristisches Gepräge dadurch aufgedrückt wird, daß sie alle die Arbeiten umfaßt, welche der pfleglichen Behandlung der jetzt in die Haupt-Vegetationsperiode eingetretenen jungen Saaten gewidmet sind. In einer rationell betriebenen Wirthschaft giebt es bekanntlich während des Sommerhalbjahres keine Ruhezeit, und die Pflege der auf dem Acker stehenden Gewächse hat sofort einzusetzen, sowie man mit der Hauptarbeit des Frühjahrs, der Bestellung, zu Ende gekommen ist. Daß man die nunmehr im Felde auszuführenden Arbeiten unter dem Begriff „Pflege“ zusammenfaßt, ist eine sehr gute und sinngemäß gewählte Bezeichnung. Denn betrachten wir einmal den in dem Begriff „Pflege“ liegenden Sinn näher, so sehen wir, wie sich derselbe nach einer doppelten Richtung hin äußert. Einmal nämlich verstehen wir unter Pflege Maßnahmen, die einen schützenden Einfluß haben sollen; wenn wir Jemand oder etwas pflegen, wollen wir ungünstige Verhältnisse abwehren, dann aber wollen wir auch durch eine gute und sorgsame Pflege unseren Pflanzlingen direkt etwas geben, und zwar etwas geben, was sie kräftigt und was ihre Entwicklung fördert.

Genau so ist es auch mit der Pflege, die wir unseren Ackergewächsen angedeihen lassen. Die pflegliche Maßnahme, zu deren Anwendung wir mit diesen Zeiten anrathen wollen, besteht in der Hack-Kultur. Dieselbe äußert ihre günstige Wirkung nach den beiden angeführten Richtungen hin, in vollstem Maße. Sie bewahrt die Kulturpflanzen vor ungünstigen Einwirkungen, indem sie dieselben von ihrem heftigsten Konkurrenten befreit, von dem Unkraute, das ihnen Boden, Nährstoffe, Luft, Wasser und Licht, kurz alle ihre Lebensbedingungen streitig macht, und sie bringt andererseits den Pflanzen direkt eine große Menge von Vortheilen, indem sie die Boden durch die Lockerung, in die sie ihn versetzt, befähigt, alle erwähnten Lebensbedingungen den Pflanzen aus erster Hand zu Gute kommen zu lassen, und ihn der günstigen Einwirkung der atmosphärischen Einflüsse zugänglicher macht.

Mit der fleißigen Anwendung der Hack-Kultur sind wir demnach in den Stand gesetzt, für unsere Kulturpflanzen so günstige Lebensverhältnisse zu schaffen, daß wir unter allen Umständen auf eine, meist gar nicht unbeträchtliche Steigerung des Ertrages rechnen können. Ob und inwieweit mit dieser Steigerung des Ertrages eine Erhöhung der Rentabilität verbunden ist, hängt bei den einzelnen Pflanzen von verschiedenen Umständen ab, auf die wir noch einige Blicke werfen wollen. Zum Schluß wollen wir dann einige ziffernmäßige Angaben vorlegen über die Kosten des Hackens und den dadurch erzielten Mehrwerth der Ernte, wie sie Herr Deconomierath Weseler-Weende im vorigen Jahre auf dem Lehrgang der deutschen Landwirthschaftsgesellschaft zu Eichenach in seinem Vortrage über den Kampf gegen das Unkraut gemacht hat.

Es ist ja bekannt, daß einige Früchte der Hacke in ganz besonders hervorragendem Maße bedürfen. Eine Kultur der Rübe ohne Hacke ist einfach undenkbar; denn ohne ihre Anwendung kommt kaum eine Rübe zur normalen Entwicklung, und eine vollige Mißernte kann sicher in Aussicht gestellt werden. Für Sommergetreide und reisende Hülsenfrüchte ist das Hacken unter Umständen eine unentbehrliche Maßnahme; denn beim Unterbleiben derselben haben sie um so schwerer mit dem Unkraute zu kämpfen und erleben um so größere Einbuße an ihrer Produktion, je unkrautreicher der Boden ist und, in der Regel, je höher die Kultur steigt. Weit weniger zu leiden pflegen die ungehackten Winterfrüchte, wie Raps, Weizen, Wintergerste und Roggen, wenn ein normaler Bestand an Pflanzen vorhanden ist; diese Pflanzen gewinnen vor den meisten Unkrautpflanzen in der Entwicklung einen gewaltigen Vorsprung, so daß diesen durch die Kulturpflanze sehr bald das direkte Sonnenlicht entzogen wird

Für den rationalen Anbau der übrigen Früchte ist aber, wie schon gesagt, die Hack-Kultur fast als unentbehrlich zu bezeichnen. Um nun einige Durchschnittszahlen für die Kostenberechnung zu geben, die natürlich nur ganz allgemein gehalten werden können, so wählen wir mit Deconomierath Weseler als Beispiel ein mit Getreide beständenes Feld, auf welchem die Saat in 18 cm von einander entfernte Reihen gedrickt wurde. Dort sollen die Kosten der Handhacke pro 25 a, vorausgesetzt, daß nicht allzuvielen Unkrautpflanzen, wie Heberich und Melde u. a., von denen eine Beschattung der Kulturpflanze zu befürchten ist, aus den Drillreihen ausgerupft werden müssen, 2,50 Mk. betragen. Für dieselbe Fläche würde die Arbeit der Maschinenhacke nur 1 Mk. kosten, und wenn man der vorausgegangenen Arbeit der Maschinenhacke, sobald sich wieder kleine Unkrautpflanzen zeigen, die Handhacke folgen läßt, so hat dieselbe in dem durch die Maschinenmesser gleichmäßig tief gelockerten Boden leichtes Spiel. Auf einem so vorbereiteten Felde kostet die Handhacke pro 25 a nur noch 1,50 Mk. statt 2,50 Mk., also die beiden Arbeiten zusammengenommen nicht mehr, wie eine einmalige Handhacke ohne vorausgegangene Maschinenarbeit, und dabei hat sich die Qualität der Arbeit durch das Zusammenwirken von Maschinen- und Handhacke bedeutend verbessert.

Die Rentabilität der Hackarbeit hängt nun naturgemäß ab von der Menge und Art der Unkrautpflanzen, welche das Wachstum der Kulturpflanze beeinträchtigen. In der Regel wird sie sich höher bezahlt machen auf Boden von bedeutender, als auf solchen von geringerer Produktionskraft.

Hohe Kultur und starke Düngung fördern eben nicht nur das Gedeihen der Kulturpflanzen, sondern auch das der Unkräuter, deren Vernichtung sich hier also besonders hoch bezahlt machen wird.

Auf Aekern, die schon eine lange Reihe von Jahren hindurch mit Hilfe der Hackkultur energisch von den schädlichsten Unkräutern gesäubert wurden, wird diese hingegen immer mehr zu einer vorbeugenden Maßregel, deren Unterlassung sich aber gerade auf den hochkultivirten Böden nach wenigen Jahren schon schwer rächen würde.

Um nun schließlich noch einige Zahlen anzugeben, um die erhöhte Produktivität des Ackers infolge der Hackkultur auch ziffernmäßig darzulegen, so mögen einige wenige Beispiele genügen.

Von Getreide wurde durch Hacken mehr erzielt auf 25 a:	
In einer Wirthschaft in Posen	175 kg Körner,
„ „ „ „ Westpreußen	100 „ „
„ „ „ „ Schlesien	350 „ „
	und 700 „ Stroh.

Der Werth dieser Mehrernte betrug:
 350 kg Körner per 100 kg 12 Mk. = 42 Mk.
 700 „ Stroh „ „ 3 „ = 21 „

Summa: 63 Mk.

Die Kosten des Hackens u. s. w. 6 Mk.
 Der Mehrwerth der Ernte also 57 Mk.

Ein gehacktes Stück Erbsen in einer schlesischen Wirthschaft brachte pro 25 a 150 kg Körner mehr als das ungehackte. Wie die Wirkung des Hackens sogar noch später in Erscheinung tritt, zeigte sich in diesem Falle noch 3 Jahre später.

Im vierten Jahre trugen die erwähnten Barzellen Hafer, in dem sich viel Unkraut, besonders Heberich, zeigte. Auf der Hälfte des Ackerstückes, die vor 3 Jahren zu Erbsen gehackt worden war, wurden aber immer noch pro 25 a 250 kg Hafer und 500 kg Stroh mehr geerntet als auf der ungehackten Hälfte.

Möchten diese wenigen Beispiele, die aber alle schlagend den Werth der Hackarbeit darlegen, dazu anregen, ihr jetzt und in den nächsten Wochen, so lange es noch Zeit dazu ist, die gebührende Aufmerksamkeit zu schenken.
 v. Sch ü t z

Das Branntweinmonopol in Russland.

Vom Landwirtschaftlichen Sachverständigen in St. Petersburg.

Allmählich nähert sich der Zeitpunkt, an welchem die vor beinahe 3 Jahren ins Leben gerufene, auf wirtschaftlichen, wie sozialem Gebiete gleich bedeutende Maßnahme des Spiritusmonopols im ganzen russischen Reiche zur Durchführung gelangt sein wird. Bekanntlich wurde damit in einigen Gouvernements zunächst probeweise begonnen, und zwar wählte man dazu die östlichsten, Perm, Ufa, Orenburg und Samara, wo das Monopol am 1. Januar 1895 in Kraft trat. Am 1. Juli 1896 wurde es sodann in den Gouvernements Bessarabien, Wolhynien, Zefatarinoslaw, Kiew, Podolien, Poltawa, Taurien, Cherson, und Czernigow eingeführt; zum 1. Juli 1897 sollen die Gouvernements Wilna, Witebsk, Grobno, Kowno, Minsk, Mohilew, Smolensk an die Reihe kommen und am 1. Juli 1898 Petersburg, Nowogrodec, Pskow, Odoniec, Chorkow nebst den 10 Gouvernements des Königreichs Polen den Beschluß machen. Angesichts der sonach in naher Aussicht stehenden vollendeten Durchführung dieser tief eingreifenden Reform dürfte es von Interesse sein, sich mit ihren Grundrissen, ihren Zielen und den von ihr erwarteten Erfolgen etwas näher bekannt zu machen.

Das Wesen des durch Ulas vom 6. Juni 1894 errichteten russischen Branntweinmonopols besteht nun mit kurzen Worten darin, daß der Verkauf von gereinigtem wie ungereinigtem Spiritus, sowie der daraus bereiteten Schnäpfe hinfort ausschließlich dem Staat vorbehalten wird. Demnach erstreckt es sich also nicht auf die Herstellung von Spiritus und daraus zu gewinnender Getränke, überläßt diesen Industriezweig vielmehr nach wie vor dem privaten Gewerbetriebe. Das russische Branntweinmonopol ist demnach lediglich handels-, nicht fabricationsmonopol.

Die große Ausdehnung des Reiches, sowie der gänzliche Mangel an Erfahrung waren wohl die Hauptbeweggründe dafür, daß das beschlossene Monopol nicht auf einmal, sondern wie eingangs ausgeführt, nach und nach, und zwar in der obigen Reihenfolge der Gouvernements zur Durchführung gebracht wird, und solange ein Gouvernement noch nicht unter das Monopol gestellt ist, wickelt sich in ihm der Spiritus- und Branntweinhandel auch noch nach den alten Gepflogenheiten ab. Diese an sich berechtigten Rücksichtnahme auf die obwaltenden Verhältnisse hat nun aber doch verschiedene Schwierigkeiten im Gefolge, und zwar sowohl hinsichtlich der Beziehungen der z. B. noch monopolfreien zu den dem Monopol bereits unterworfenen Gouvernements, als auch hinsichtlich der Umwälzungen in dem bisherigen Verhältnis zwischen Fabrication und Absatz. In letzterer Hinsicht äußert sich dies im besonderen zunächst in der Richtung einer festen Begrenzung der Branntweinerzeugung jeder einzelnen Brennerei. So trat z. B. zugleich mit dem Zeitpunkte, wo die Bekanntmachung über das in einer gewissen Frist einzuführende Monopol in den westlichen Gouvernements veröffentlicht wurde, die Bestimmung in Kraft, daß in diesen Verwaltungsbezirken die jährliche Branntweinerzeugung der Brennerei den Durchschnitt der letzten 3 Jahre nicht mehr überschreiten dürfe, und daß ferner 3 Jahre außer Betrieb gewesene Brennereien ebensowenig wiedereröffnet, wie — wenigstens ohne besondere Erlaubnis — neue errichtet werden dürften.

Aber auch sonst noch ändern sich vielfach die Bedingungen, unter denen in Zukunft unter der Herrschaft des Monopols die Brennereien zu arbeiten haben. Im Geltungsbereiche desselben haben die Brenner hinfort nur einen Abnehmer, welcher nicht nur einseitig den Preis für ihr Erzeugnis, sondern auch noch die sonstigen Bedingungen der Abnahme festsetzt, und den Brennern bleibt beim Verkauf ihrer Waare nur die Wahl, sich all diesen Bedingungen zu unterwerfen oder mit derselben in die dem Monopol noch nicht unterstellten Reichsgebiete oder ins Ausland zu gehen.

Ebensowenig wie die Herstellung fällt die Rectifikation des Spiritus unter das staatliche Monopol, auch sie verbleibt vielmehr nach wie vor dem Privatbetriebe. Auch auf diesen Industriezweig wird jedoch das Monopol in erheblichem Grade dadurch, und zwar förderlich, einwirken, daß mit seiner Einführung jeglicher Spiritus, der zum menschlichen Verbrauch bestimmt ist, rectificiert werden muß. In gleicher Weise verbleibt, wie bereits berührt, die Herstellung von Schnäpfen völlig dem Privatunternehmer, doch muß derselbe den sämtlichen dazu benötigten Spiritus ohne Ausnahme den Staatsniederlagen entnehmen; der Verkauf der fertigen Schnäpfe dagegen unterliegt natürlich wieder dem Monopol.

Der vorstehend geschilderte, für das Monopol gewählte Charakter schließt natürlich nicht aus, daß gelegentlich der Staat

auch einmal als Fabrikant auftritt und Brennereien, Destillationen u. dgl. selbst anlegt; das eigentliche Wesen des Monopols aber, um dies nochmals ausdrücklich zu wiederholen, liegt nicht in der Herstellung, sondern lediglich im Verkauf der geistigen Getränke, wobei der Staat gleichzeitig die Verpflichtung übernommen hat, seinen Unterthanen hinfort einen von jeglichen schädlichen Dellen freien Spiritus in einer Stärke von 40° als Getränk zu liefern.

Der seitens des Staates von den Brennereien übernommene Spiritus wird — entweder in eigenen staatlichen Destillieranstalten, die möglicherweise hin und wieder eingerichtet werden, — oder, was die Regel sein dürfte, von Privatleuten unter den mit ihm verabredeten Bedingungen rectificiert. Erst in diesem Zustande wird derselbe sodann zu Schnaps von bestimmter Stärke versezt und in geachteten Flaschen in den Verkehr gebracht.

Neben diesen einfachen Schnäpsen versteht sich der Staat aber auch noch mit den verschiedensten anderen Sorten, süßen sowohl wie Cognacs und dergleichen, indem er dieselben entweder in eigenen oder privaten Destillationen für seine Rechnung herstellen läßt oder auch kommissionsweise — sei es von inländischen, sei es von ausländischen Fabrikanten — übernimmt. In gleicher Weise kann auch der Staat rectificierten ausländischen Spiritus, wie auch Bier, Porter, Met und Wein zum kommissarischen Verkauf übernehmen. Die von ihm hierfür erhobenen Gebühren stellen sich auf 5% vom Verkaufspreise bei Schnapsorten, die dem Monopolgebiete entstammen, auf 10% bei von außerhalb eingeführten und endlich auf 15% bei rectificiertem Spirit, der vom Auslande eingeführt wird. Bei diesem kommissionsweisen Verkauf ist der Auftragsgeber den Verkaufspreis festzusetzen befugt; indessen darf der letztere niemals niedriger sein als der vom russischen Finanzminister für das gleiche Getränk einheimischen Ursprungs festgesetzte.

Auf diese Weise wird nunmehr der Staat in Zukunft den gesamten Kleinhandel mit geistigen Getränken in seiner Hand vereinigen. Er betreibt denselben derart, daß er seine Vorräthe dem Publikum in Hauptniederlagen und in von der Accisebehörde gemeinschaftlich mit den Gouverneuren ausgewählten Verkaufsstellen, wie auch in gewissen bevorrechteten Restaurants zugänglich macht.

Leitender Grundsatz bei diesem amtlichen Verkauf von geistigen Getränken aber ist, daß jegliches Ausschinken, d. h. Abgeben zwecks sofortigen Genusses an Ort und Stelle, streng vermieden wird. Der Verkauf der Getränke erfolgt vielmehr hinfort ausschließlich in verschlossenen, banderollierten Gefäßen mit behördlichen Siegel. Wie bereits erwähnt, sind diese Gefäße alle von ganz bestimmter, wenn auch sehr mannigfach abgestufter Größe. Jedes derselben ist mit einer Etikette versehen, auf welcher Art und Menge seines Inhalts, sowie der seitens des Finanzministeriums dafür festgesetzte Preis angegeben ist; in keiner Verkaufsstelle aber darf das ersianbene Getränk gleich an Ort und Stelle verzehrt werden. Eine Ausnahme von dem Verbot des Schenkens machen jedoch die zum Verkauf berechtigten Restaurants, die ihren Gästen Schnäpfe auch glasweise verabreichen dürfen.

Diese Beschränkung des sofortigen Verzehrs ist, natürlich bemüßtermaßen, ein sehr tiefer Eingriff in die bisherigen Gewohnheiten. In dieser Hinsicht sind nicht nur die bisherigen zur Einschränkung des Trinkens von früher her bestehenden Maßregeln (Verordnungen über die Mindest-Entfernung von Schankstätten von Klöstern, Kirchhöfen, Gemeindefhäusern, Eisenbahnen, Verbot derselben an Märkten und Ringen, sowie des Verkaufs an Minderjährige und Frauen, während des Gottesdienstes, der Grichtsitzungen u. dgl. m.) beibehalten, sondern mit dem Monopol vielfach auch noch neue eingeführt worden. Diese letzteren, Käufer sowohl wie Verkäufer angehend, sind in einem besonderen Büchlein unter dem 7. März 1895 zusammengestellt. Es heißt da u. a.: „Käufer dürfen in der Verkaufsstelle nicht rauchen, nicht essen und vor allem den gekauften Schnaps dort auch nicht trinken, sondern haben sofort nach Empfang der Waare das Lokal zu verlassen, wogegen Verkäufer den Kaufact möglichst zu beschleunigen hat und bis auf 1/2 Kopeken stets das nötige Kleingeld zum Restgeben bei sich führen muß.“

Ueber die Innehaltung der bevorstehenden Vorschriften haben wie bisher nicht nur die Acciseverwaltung und die Polizei zu wachen, sondern es ist zu deren Unterstützung neuerdings auch noch eine besondere Behörde, „Kuratorium für die Volkswirtschaft“

ins S
Behör
bilden
wie d
mit le
begon
a
a
Geträ
vollst
b
mäßig
in der
Genü
F
Dem 1
theilun
S a m
95 Aq
schaft
hat ein
und to
rentab
zahlrei
Nege
Schm
große
erprob
äben j
aus.
II
an der
verhö
barfeit
Cier n
prüft
unbrau
das zu
der Ei
säure-
Cier n
schlech
und der
der Ci
(50 pC
Salicyl
pSt. f
früher
Speck
(20 pC
schlech
4. S a
Kaltwe
g u t:
unter
W
zudern
N o r t
Nüben
muß d
14 Za
Zagen
Inäuel
ist bis
Wasser
14 bis
sag zu
gestatte
Waare
richte
6. die
Waare
werden
Unterj
Unterj
nehmen
W
auf der
wie ein
tarif fi
t a r i f
R u n f

ins Leben gerufen worden. Die Errichtung dieser letztgenannten Behörde soll gleichsam die Krönung des ganzen Reformwerkes bilden. Sie wurde am gleichen Tage, am 20. Dezember 1894, wie das Monopol errichtet und hat am 1. Januar 1895 zugleich mit letzterem ihre Thätigkeit in den 4 östlichen Gouvernements begonnen.

Zu den Pflichten dieses Kuratoriums gehört:

- a) die Aufsicht darüber, daß der Handel mit geistigen Getränken sich genau nach den dafür erlassenen Vorschriften vollzieht;
- b) Belehrung des Volkes über die Schädlichkeit des übermäßigen Genußes solcher Getränke und Beschaffung von Lokalen, in denen sich das Volk bei freier Zeit aufhalten kann, ohne zum Genuß von Alkohol genöthigt oder veranlaßt zu werden;

c) Gründung von Bewährniskassen zur Aufnahme unverbesserlicher Trunkenbolde;

d) gemeinschaftliches Vorgehen mit allen denjenigen anderweitigen Bestrebungen, die dasselbe Ziel im Auge haben.

Das Kuratorium für die Volksnützlichkeitsarbeit ist eine Staatseinrichtung und dem Finanzministerium für das Departement „für ungewisse Einnahmen“ überwiesen. Die Organe des Kuratoriums sind Ausschüsse, die im Gouvernement, im Kreise und in bestimmten kleineren Bezirken bestellt sind und sich aus Gouvernements- und Kreisbeamten nebst besonders sich dafür eignenden Ehrenmitgliedern zusammensetzen. Sämmtliche Mitglieder dieser Ausschüsse haben hinsichtlich der Ueberwachung der Verkaufsstätten gleiche Rechte wie die Accise- und Polizeibeamten.
(Schluß folgt.)

Kleinere Mittheilungen.

Fischerei-Ausstellung der Aussteuerung zu Hamburg. Mit dem 1. Mai ist nun auch die Anmeldefrist für die Fischerei-Ausstellung der landwirthschaftlichen Ausstellung zu Hamburg abgelaufen, und es stellt sich dabei heraus, daß in 95 Aquarien eine ansehnliche Reihe von besonders für die Landwirtschaft wichtigen Fischarten zur Vorführung kommen wird. Außerdem hat ein Preisbewerb für Versuchsanordnungen für lebende und tote Fische mehrere Bewerber in diesen so wichtigen Hilfsmitteln rentabler Fischverwertung zur Beschickung veranlaßt. Da außerdem zahlreiche Hilfsmittel und Geräte, besonders auch dekorativ vermehrte Netze aller Art die Fischereihalle ausstatten werden, so darf der Fachmann eine interessante Ausstellung erwarten. Aber auch für die große Zahl der anderen Besucher wird die fähle Fischerei-Halle ihre erprobte Anziehungskraft wieder bewähren: unter allen Erzeugnissen üben ja die lebenden stets ein besonders starken Reiz auf die Besucher aus.

Ueber die Konservierung von Eiern. Direktor Strauch an der Landwirthschaftlichen Winterschule in Reiffe hat neuerdings 20 verschiedene Methoden, Eier aufzubewahren, auf ihre praktische Verwendbarkeit geprüft und zwar in der Weise, daß Anfang Juli je 20 frische Eier nach den betreffenden Methoden behandelt und Ende Februar geprüft wurden. Die Resultate waren folgende: 1. Alle Eier waren unbrauchbar: Einlegen in Salzwasser (zwar nicht verfault, aber durch das zu starke Eindringen des Salzes ungenießbar). 2. Ueber die Hälfte der Eier schlecht: In Papier eingewickelt (80 pCt. schlecht); in Salicylsäure- und Glycerinlösung gelegt (80 pCt. schlecht); Abreiben der Eier mit Salz (70 pCt. schlecht); Aufbewahrung in Kleie (70 pCt. schlecht); mit Paraffinüberzug versehen (70 pCt. schlecht); mit Glycerin und Salicylsäurelösung bestrichen (70 pCt. schlecht). 3. Bis zur Hälfte der Eier schlecht: In siedendes Wasser (12 bis 15 Sekunden) gelegt (50 pCt. schlecht); mit Alaunlösung behandelt (50 pCt. schlecht); in Salicylsäurelösung gelegt (50 pCt. schlecht); mit Wasserglas bestrichen (40 pCt. schlecht); mit Laug überzogen (40 pCt. schlecht); mit Kolloidum bestrichen (40 pCt. schlecht); mit Laug überzogen (40 pCt. schlecht); mit Speckschwarte bestrichen (20 pCt. schlecht); in Holztafel aufbewahrt (20 pCt. schlecht); mit Borjäre und Wasserglas behandelt (20 pCt. schlecht); mit übermanganjaurem Kali behandelt (20 pCt. schlecht). 4. Sämmtliche Eier waren gut: mit Vaseline überzogen, in Kaltwasser aufbewahrt. 5. Sämmtliche Eier waren sehr gut: in Wasserglas aufbewahrt. Danach scheint sich die letztere Methode unter den geprüften Verfahren am besten zu bewähren.

Vom Zuckerrübenhandeln. Der „Verein für die Rübenzuckerindustrie des Deutschen Reichs“ hat die folgenden revidirten Normen für den Zuckerrübenhandel aufgestellt: Der Rübenstängel ist in guter und gesunder Beschaffenheit zu liefern und muß den folgenden Normen entsprechen: 1. 1 kg Rübenstängel soll in 14 Tagen wenigstens 70 000 Keime liefern; 2. hiervon müssen in 6 Tagen wenigstens 46 000 Keime ausgetrieben sein; 3. von 100 Samenknäueln müssen mindestens 75 Keime haben; 4. der Wassergehalt ist bis 14 Proz. einschließlich normal, bis 17 Proz. einschließlich Wassergehalt, bleibt die Waare noch lieferbar, es ist jedoch bei über 14 bis 17 Proz. ein dem Gewichte des Wassers entsprechender Procentsatz zu vergüten; 5. fremde Bestandtheile sind bis 3 Proz. einschließlich gestattet, bis 5 Proz., einschließlich fremder Bestandtheile, bleibt die Waare noch lieferbar, es ist aber bei über 3 bis 5 Proz. ein dem Gewichte der fremden Bestandtheile entsprechender Procentsatz zu vergüten; 6. die Verletzung auch nur einer der Normen von 1. bis 5. macht die Waare zu einer nicht lieferbaren; 7. Differenzen bei Untersuchungen werden endgültig entschieden durch das Mittel zwischen einer neuen Untersuchung seitens derjenigen Station, welche die angegriffene Untersuchung gemacht, und einer vom Vereinslaboratorium vorzunehmenden Untersuchung.

Ausnahmetarif für Düngemittel. Am 1. Mai d. J. ist der auf den preussischen und den übrigen deutschen Staatsbahnen, sowie einer Reihe anderer deutscher Eisenbahnen bestehende Nothstandstaxi für Düngemittel vom 15. Juni 1896 durch einen Ausnahmetarif für Düngemittel und Rohmaterialien der Kunstdüngerfabrikation ersetzt worden, dessen Gültigkeit sich

bis zum 30. April 1902 erstreckt. Der neue Tarif weicht von dem bisherigen Nothstandstaxi in der Hauptsache darin ab, daß die Anwendungsbedingungen die sofortige Gewährung der Frachtermäßigung von 20 pCt. im Kartierungswege für alle dem Tarif angehörenden Artikel für den Fall zulassen, daß die Inhaltsangabe im Frachtbriefe den Zulas enthält „zur Verwendung als Düngemittel im Inlande“ oder „zur Kunstdüngerfabrikation“. Nur wenn dieser Zulas im Frachtbriefe fehlt, wird die Frachtermäßigung im Wege der Rückvergütung bei Erfüllung besonderer im Tarif vorgeschriebenen Bedingungen gewährt. Danach ist von Landwirthen, Zuckerrüben-, Kunstdüngerfabriken, chemischen Fabriken und Händlern eine nach vorgeschriebenem Muster ausgestellte Erklärung über die Verwendung des Artikels als Düngemittel im Inlande oder zur Kunstdüngerfabrikation abzugeben, während von andern als solchen Empfängern eine Bescheinigung einer öffentlichen Behörde über die Verwendung des Artikels als Düngemittel im wirtschaftlichen Betriebe beizubringen ist. Die im bisherigen Tarif enthaltenen besonderen Bedingungen für Chilealpeter, Salpeterabfall und Kalksalze sind fortgefallen. Für die im Wege der Rückvergütung erfolgende Frachtermäßigung ist die Ausschlussfrist auf 3 Monate — bisher 6 Monate — herabgesetzt.

Zur Bekämpfung der Maul- und Klauenseuche. In Nr. 18 der „Landw. Mittheilungen“ haben wir eingehend über die günstigen Erfolge berichtet, welche Herr Gutsbesitzer Scheller, Geiselbüllach bei der Behandlung seines an Maul- und Klauenseuche erkrankten Viehstandes mit Iodpotassiumlösung erzielt hat. Im Anschluß an die von Herrn Scheller darüber im „Wochenbl. d. landw. Ver. in Bayern“ gemachten Mittheilungen giebt nun auch ein anderer Landwirth seine Erfahrungen mit dem gleichen Mittel an derselben Stelle bekannt. Letzterer machte der Anweisung gemäß täglich zweimal Einspritzungen in die Maulhöhle der erkrankten Thiere, wobei er pro Stück je nach der stärkeren oder schwächeren Erkrankung zwei bis drei Spritzen davon anwendete. Er berichtet darüber selbst weiter: Die Klauen wusch ich zuerst mit Wasser rein und behandelte sie dann ebenfalls mit Iodpotassiumlösung. Nach acht Tagen war die Krankheit völlig gehoben, obwohl der ganze Stall bis auf eine Kuh die Krankheit durchzumachen hatte und letztere recht heftig auftrat. Das Maul der erkrankten Thiere zeigte inwendig Blasen, auch löste sich bei manchen oberhalb der Zähne die Haut los. An den Klauen sah man später genau, wie sie durch die Seuche gezeichnet waren; es war im nachgewachsenen Horn der Klauen wie mit einem Striche abgegrenzt. Während der Seuchen-Erkrankung stand das Vieh nicht ganz vom Fressen ab, sodas z. B. ein Ochse nur um 30 Pfund, einer jedoch um 60 Pfund leichter wurde. Ich reichte dem Vieh während der Krankheit nur Grummet und Heu. Der Verlust an Milch war gering. — Hiernach halte ich das Iodpotassium für ein sehr zweckdienliches Heilmittel. Dasselbe soll, wie ich befügen möchte, in einer Lösung von 1 : 1000 verwendet werden, d. h. auf 1 Liter Wasser soll man bloß 1 Gramm Iodpotassium nehmen; selbstverständlich verwendet man zur Klauenbehandlung eine Lösung in einem anderen Gefäße als zur Einspritzung in die Maulhöhle.

Ueber den Einfluß der von Kühen eingeathmeten Gerüche auf die Milchqualität schreibt die „Milchztg.“: Es giebt vielleicht keine Flüssigkeit, welche für die Wirkung von Gerüchen, die in den Räumen, wo sie nach dem Melken aufbewahrt wird, verbreitet sind, empfänglicher ist als die Milch. Die Milch absorbiert besonders Gerüche und flüchtige Substanzen; daher thut man gut, die Milch in Krankenzimmern nie in der Nähe von Medikamenten aufzubewahren. Andererseits ist es allgemein bekannt, daß das von den Kühen gefressene Futter nicht allein die Zusammensetzung der Milch, sondern auch deren Geschmack, Geruch, Aroma und sogar auch ihre Farbe beeinflusst. Was man aber im Allgemeinen nicht weiß, ist der Umstand, daß die Milch im Uter sich auch verändert, wenn die Kühe eine mit riechenden Partikeln und widerlichen Gasen geschwängerte Luft athmen. Eine englische landw. Zeitschrift berichtet über folgenden Fall: 12 auf der Weide befindliche Kühe hatten jedesmal, wenn sie sich nach dem Melken, wo sie gemolken wurden, begaben, eine Stelle zu passiren, wo der Kadaver eines unbegrabenen Kalbes lag; sie athmeten daher jedesmal einige Augenblicke eine unreine, mit Miasmen und Keimthierchen geschwängerte Luft ein. Dies genügte nicht nur, um die eigene Milch

dieser 12 Kühe, sondern auch die gesammte Milch aller anderen Kühe der aus 80 Haupt bestehenden Heerde, die beim Melken mit jenen in Verührung kamen, zu verderben. Mit Begraben des Kadavers verschwand dieser Uebelstand. — Ist ein Stall mit Karbolsäure desinfiziert worden, so muß man sich hüten, bald nachher Milchkühe, oder auch Tiere, die demnächst geschlachtet werden sollen, in diesem Stall zu bringen. Es ist festzustellen, daß die roh oder gekocht genossene Milch solcher Kühe beim Menschen Uebelkeit und Erbrechen hervorruft. Das Fleisch der geschlachteten Tiere aber entwickelt einen höchst widerlichen Karbolgeruch. — Im Großen und Ganzen ist daher große Reinlichkeit im Stalle, die größte Reinheit der Luft eine unerläßliche Bedingung für die Produktion guter Milch.

Knochenkrankung bei Pferden. Das „Schweizer Archiv für Thierheilkunde“ berichtet über häufiges Auftreten von Rhachitis oder Osteomalacie in den Pferdebeständen Transvaals. Die Pferde wurden plötzlich steif, es häuften sich die Knochenbrüche, die Tiere konnten schlecht aufstehen, und es traten endlich auch Knochenauftreibungen ein, sowohl am Kiefer als am Bug- und Vorderfußwurzelgelenk. Die Ursache der Krankheit ist dort nicht lokal; dieselbe ist vielmehr weit verbreitet und beruht auf allgemeinen Verhältnissen. Der Acker wird dort jahrelang hintereinander, ohne gedüngt zu werden, mit derselben Frucht bepflanzt, und der Hafer dürfte daher sehr arm an bestimmten Salzen sein. Auch war das Trinkwasser der betreffenden Bestände sehr kalkarm.

Impfung der Schweine gegen Seuche und Rothlauf. Bezüglich des Schutzimpfverfahrens von Perroncito gegen die Schweine-seuche macht der Vorsitzende der Landwirtschaftskammer für Brandenburg im „Landb.“ folgendes bekannt: „In neuerer Zeit ist ein von Perroncito hergestellter Impfstoff als Schutzmittel gegen die Schweine-seuche empfohlen worden. Die Landwirtschaftskammer für die Provinz Brandenburg hat deshalb Versuchsversuche genommen, das Verfahren zu prüfen. Die Prüfung ist gänzlich negativ ausgefallen. Fünf Ferkel, welche vom Geheimen Oberregierungsrath Dr. Sydtn nach Perroncito immunisirt worden sind, wurden hier mit schweine-seuchekranken Schweinen zusammen gebracht. Die fünf geimpften Schweine erwiesen sich hierbei nicht als seuchefest, sondern erkrankten ohne Ausnahme an Schweine-seuche. Mithin kann eine Anwendung des Perroncito'schen Schutzimpfverfahrens gegen die Schweine-seuche vorläufig nicht empfohlen werden. — Um Mißverständnissen vorzubeugen, sei ausdrücklich bemerkt, daß das Perroncito'sche Schutzimpfverfahren gegen die Schweine-seuche mit der Lorenz'schen Schutzimpfung gegen den Schweinerothlauf nicht zu verwechseln ist. Schweine-seuche und Schweinerothlauf sind zwei ganz verschiedene Krankheiten. — Die Lorenz'sche Schutzimpfung gegen den Schweinerothlauf hat sich in mehreren tausend Fällen vorzüglich bewährt, und es kann nur dringend gerathen werden, von demselben zur Verhütung der im Sommer zu gewärtigenden Verluste an Rothlauf möglichst frühzeitig Gebrauch zu machen.“

Ueber Pferdezüchtungsgenossenschaften schreibt Dr. Krüger in den „Blättern für Genossenschaftswesen“: Zur Hebung der Viehzucht hat die genossenschaftliche Organisation schon seit langen Jahren Verwendung gefunden, und es wurde dabei nur bedauert, daß die Landwirthe sich nicht zu der festgesetzten eingetragenen Genossenschaft vereinigen, sondern sich mit der Bildung nicht eingetragener Genossenschaften begnügen, wodurch sich manche Unzuträglichkeiten ergeben haben sollen. Seit einigen Jahren bringen die Richter offenbar dem Genossenschaftswesen mehr Verständnis entgegen und infolge dessen wird auch mehr die Form der eingetragenen Genossenschaften gewählt. Ganz erstaunliche Fortschritte macht das landwirtschaftliche Genossenschaftswesen auf dem Gebiete der Pferdezüchtung. Der „Jahresbericht“ des Allgemeinen Verbandes für 1895 führte 160 Genossenschaften zur Beschaffung und Unterhaltung von Zuchtvieh auf; darunter befanden sich 147 nicht eingetragene Genossenschaften; zweifellos war die Zahl der letzteren noch erheblich größer. Unter den Zuchtviehgenossenschaften

herrichten die Stierhaltungsgenossenschaften vor, nur etwa 7 Hengsthaltungsgenossenschaften bestanden. Vom 1. Juni 1896 bis 1. März 1897 sind nun 53 Pferdezüchtungsgenossenschaften als eingetragene Genossenschaften hinzugekommen; davon entfallen auf die Provinzen Ost- und Westpreußen 12, Brandenburg 10, Posen 10, Weichseln 10, Pommern 5 Genossenschaften u. s. w. In Süddeutschland ist keine derartige Gründung erfolgt. Fast jeder Tag bringt für Preußen neue Gründungen.

Zur Einträglichkeit der Hühnerhaltung berichtet ein Landwirth in der „Schweiz. Landw. Zeitschr.“: Zu Anfang des letzten Jahres hielt ich 32 Hühner und kaufte im Juni zu 1 Mk. 10 Pfg. per Stück weitere 68 junge Italienerhühner dazu. Diese Hühner-schaar gab nun im ganzen Jahre 4052 Stück Eier. Die Eier fanden jederzeit zu 8 Pfg. per Stück vom Hause weg leichten Absatz, was einer Gesamteinnahme von 324,16 Mk. entspricht. Für Futter hatte ich 153,60 Mk. Auslagen (ich fütterte vom besten Weizen und Mais). Demnach warfen mir meine Hühner über das Futter hinaus 170,56 Mk. ab.

Vom Vüchertisch.

Milchwirthschaftlicher Rathgeber von Joh. Siedel. Im Verlage von M. Heintus Nachfolger, Bremen, ist unter diesem Titel eine Anleitung zur richtigen Lösung milchwirthschaftlicher Berechnungen und zur Abfassung der diesbezüglichen Correspondenz erschienen. In klarer Weise sind die allgemeinen Grundlagen des Rechnungswesens dargelegt und an Beispielen erläutert. Vor Allem ist aber auf das auf das Molkeeisfach bezügliche Nahmen Bedacht genommen und in leicht verständlicher Weise auseinandergesetzt, immer unter Berücksichtigung der Praxis. Wir können deswegen dieses Büchlein unseren Molkeisverwaltern, die nicht immer den rechnerischen und kaufmännischen Anforderungen gerecht werden, warm empfehlen, umso mehr als eine Reihe von Formularen angefügt sind, die in dem Verkehr nach außen als werthvoll gelten müssen.

Dr. G. Schmidt.

Wirtschaftsbuch für Landwirthe. Entworfen von Dr. M. Seifert, Königl. Landrath zu Verden. Die im Verlage von J. C. König und Ebhardt in Hannover erschienene dritte Auflage der Seifert'schen landwirthschaftlichen Buchführung zeigt in vorzüglicher Weise, auf welche Art das steuerpflichtige Einkommen festzustellen ist. Während das Kassabuch im Preise von 3 Mk. sich dem Kolonnen-system anschmiegt, ist das Hauptbuch, im Preise von 5 Mk., zusammengefasst aus: Vermögensverzeichnis, Schlussrechnungs- und Steuer-Erklärungsformular, Naturalienregister, Viehregister, Probemerkeltabelle, Abrechnungskonto mit dem Schuldner und Gläubiger und Lohnbuch für Gesinde. Die Mannigfaltigkeit des Hauptbuches scheint uns etwas weit zu gehen, und halten wir die Trennung in einzelne Bücher nach den angegebenen Formularen für zweckentsprechender, weil oftmals das eine oder das andere Buch als unwichtig nicht geführt wird. Auch vermischen wir die Berechnung des Heinertrages, die unserer Ansicht nach ebenso wichtig ist, als die des steuerpflichtigen Einkommens. Die Ausföhrung der Bücher in Druck und Band ist eine tadellose und mancher Landwirth, der weiter in der Buchführung fortgeschritten ist, dürfte sich auch mit der Anordnung vertraut machen können.

Dr. G. Schmidt.

Anzeigen.

Inserate
pro Zeile 20 Pfennig.

Anzeigen für die „Landwirthschaftliche Mittheilungen“ sind nur an Otto Thiele, Spezial-Annoncen-Bureau für landwirthschaftliche Anzeigen, Berlin SW., Bernburgerstrasse 3, zu senden.

Inserate
pro Zeile 20 Pfennig.

Alle Anzeigen

welche für Landwirthe bestimmt sind, werden in fachgemässer Weise für sämmtliche Zeitungen besorgt von dem Spezial-Annoncen-Bureau für landwirthsch. Anzeigen

Otto Thiele, Berlin SW., Bernburgerstrasse 3.

Inspektoren, Verwalter, Rechnungsföhrer, Hofaufseher, Förster, Gärtner vermittelt für die Herren Prinzipale ohne Kosten der Land- u. forstl. Beamten-Verein Hannover, Reifnerstr. 48.

Beste und billigste
Heuwender, Hackmaschinen, Pflüge, Walzen, Ernterechen
liefert
Fr. Dehne, Maschinenfabrik, Halberstadt.

Rotationsdruck und Verlag von Otto Thiele in Halle (Saale), Leipzigerstraße 87.